Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 34 (1930-1931)

Heft: 18

Artikel: Verzicht

Autor: Francés, José

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671129

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sterung: Hüte, Westen, Handtaschen werden zum Zeichen des Lobes in die Arena geworfen. Das schwarze Stierfell ist in Blut getaucht. Der Matador schwenkt die Muleta, das rote, um einen Stab gewickelte Tuch, aber das Tier geht nicht dagegen an; es senkt die Schnauze, beschnuppert die Erde und knickt auf die Anie der Bordersbeine. In dieser Stellung fährt ihm der Degen zwischen die Schulterblätter.

Banalität des Todes.

Noch vier Stiere flitzen durchs Tor, der letzte als größter und ftärkster von allen. Es ist eine Stufenleiter von Kraft und Wildheit. Mit jedem neuen Tiere steigert sich auch die Erregung des Kampfes. Gleich bleibt sich nur das jedesmalige unerbittliche Ende. Die unfehlbare Regelmäßigsteit des Todes wird zur Banalität, zur Schlachtshausangelegenheit ohne Mysterium und Kätsel. Der Tod läßt hier stumpf, er rührt an kein Herz; noch viel weniger als das: das Sterben

wird zur Schande. Wenn sie den leblosen Stier aus der Arena schleifen, erhebt sich ringsum verächtliches Pfeisen. Ehrenvoller ist das Ster= ben der Pferde. Doch die schmale Ehre wird mit Grausen verdient. Wohl sind die armen alten Gäule in Leder gepanzert; sie dürfen geworfen, aber nicht verwundet werden. So hat es Primo de Rivera verordnet. Dolchspitze Hörner drin= gen aber auch durch Leder. Fünf Klepper wer= den aufgespießt und furchtbar hingemetzelt. Der letzte und wildeste der Stiere lädt gleich zwei auf sein Gewissen; er tut es zur Abwehr, aus Angst vor dem eigenen Tode. Wie durch Butter stößt sein Sorn in die Pferdeleiber, Blut spritt her= aus und netzt den heißen Sand. Das ehren= volle Sterben fürzt ein Dolchstich an die rechte Stelle.

Sechs Stiere und fünf Pferde sind gefallen: eine reiche Todesernte in zwei Stunden. Lohnt sich das? Der Sinn der Corrida? — Darüber nicht nachzudenken.

Verzicht.

Novelle von José Francés.

Bevor sein Diener ihn ausweckte, wurde Felipe Manzanares durch die Sonne aufgeweckt, deren Licht durch die Fensterläden des Balkons drang.

Er sprang aus dem Bett heraus und öffnete die Fenster. Die blendenden Strahlen trafen ihn mitten ins Gesicht, so daß er sich tastend in sein Bett zurückzog. Als er wieder unter der Decke lag, lächelte Felipe Manzanares dem jun-

gen Tage zu.

Bugleich mit der Sonne war der helle Aprilmorgen ins Zimmer gezogen. Hinter den Glassicheiben hob sich, wie auf einem japanischen Druck, die bewegliche Silhouette eines weiß blüschenden Zweiges ab. Der durchsichtige, blaue Hinmel glich einem Smaragd. Man spürte, wie die Schwalben hin und her flogen, und empfand die innerste Freude, in den breiten Alleen mit dem knirschenden Sande lustzuwans deln, wo die jungen Zweige der Bäume Schatzten spendeten.

Er dachte an so manchen längst verklungenen Aprilmorgen voll süßer Erinnerungen und mußte über sich selbst lachen, daß er sich plötzlich wieder jung fühlte. Nie war er mit gleicher Zuversicht aufgewacht, mit soviel Liebe zum Leben, das ihm die Tore zum Glück sperrweit offen riß.

Vielleicht war es die Feierlichkeit des Tages: das, was ihn heute Nachmittag im Hause sei= ner Braut erwartete, die so unschuldsvoll war und zu ihm Vertrauen wie zu einem Vater hegte.

Mit einemmale wurde er ernst. Wie zu einem Vater? Welch dummer Gedanke!

Aufrecht und stark stand er, der gereifte Mann, da, während er sich seinem fünfzigsten Lebensjahre näherte. Nie ließ er sich von Berweichlichung, nie von Wohlstand übermannen. Weise gab er sich bald den Vergnügungen, bald dem Kulte der Kraft hin. Er war stolz auf seine Muskeln, und in allen Sportgesellschaften las man seinen Namen zusammen mit denen fränklicher, schwacher Jünglinge, die den starken Mann, der sich so gut hielt, mit Bewunderung, aber auch mit Neid ansahen.

Es klopfte diskret an die Tür.

"Herein, Juan."

Der Diener zeigte sich überrascht.

"Heute ist der Herr aber sehr früh aufgestanden."

"Die Sonne ist daran schuld, Juan. Ein schöner Tag, was?"

"Ein blendender!"

"Ist das Bad schon fertig?"

"Ich wollte es gerade anmachen, als ich es so hell in Ihrem Zimmer sah und klopfte."

"Richte es nur her. Geh."

Während Juan das Bad füllte, gab Felipe Manzanares sich wieder den lockenden Träumen hin. Aus dem Nebenzimmer vernahm man das Geräusch der Bürste, die gegen den Marmor der Wanne fuhr. Dann hörte man das Wasser rauschen.

Felipe Manzanares dachte an seine Braut, Ninita Mendoza, die kaum zwanzig Jahre alt war, noch nichts von den Enttäuschungen des Lebens wußte und Felipe das Bertrauen entzgegenbrachte, das aus der treuherzigen Ahmungslosigkeit ihrer jungen Jahre entsprang. Aber während es bei ihr mehr die Liebe eines Kindes war, war es bei ihm die entscheidende, kein Hindernis kennende Liebe, die sich wie ein Dolchstoß eingräbt. Ninita Mendozas Eltern gaben willig ihre Zustimmung; dachten sie doch mehr an das Vergnügen Felipe Manzanares, als an den gewaltigen Altersunterschied.

Ninita Mendoza selber zuckte die Achseln. Lebensluftig, wie sie war, und durch das eitle Leben um sie herum verblendet, kam es ihr recht amusant vor, einen Bräutigam zu besit= zen, der sich mit ihrem Vater dutte, ihr aber trotdem jugendfrischer vorkam als die Tänzer des Palace-Hotels und all die jungen Leute, die ihr im tadellosen Smoking während der Vor= ftellungen im Theater den Hof machten. Außer= dem war er ein angenehmer Mensch, der ihr höchste Ehrerbietung entgegenbrachte. Wenn sie sich mit ihm unterhielt, hatte seine Redeweise manchmal etwas von der Plastik des Bildes, und bei anderen Gelegenheiten zerstreute sie wie eine sich rasch herunterlesende Erzählung. Und da Ninita Mendoza im Grunde (wiewoh! sie es nicht mußte) geneigt war, sich von dem kurz dauernden Zauber eines Bildes oder eines Buches bewegen zu lassen, so nahm sie, wenn auch achselzuckend. Felipes Liebe entgegen.

Während Felipe Manzanares nach dem Bade frühstückte, plauderte er mit Juan. Sein optismistisches Wesen verleitete ihn, sich seinem Diesner gegenüber manchmal menschlicher zu geben. Vor ihm lagen die Morgenzeitungen, die vielsleicht schon unter der "Gesellschaftschronik" seine bevorstehende Heirat mit Ninita Mendoza verkündeten. Aber Manzanares hatte keine Lust, zu lesen.

Die Sonne drang durch die geöffnete Tür in

den Garten und spiegelte sich im Kristall der Gläser, der Wasserslasche, der Butterdose mit dem Silberreif und in der Vase mit den eben geschnittenen Rosen wider.

"So einen prächtigen Morgen haben wir lange nicht gehabt, was, Juan? — So recht,

um sich zu verlieben."

Juan lächelte zustimmend. Es war ein grozer, starker Bursche, der vor fünfundzwanzig Jahren in einem kleinen Dorfe der rauhen baskischen Berge geboren war. Er meinte:

"Lust könnte man schon bekommen, aber für

mich ist das vorbei."

"Ich verstehe dich nicht."

"Na, ich hab' schon ein Mädchen gefunden."

"Mit der du dich verheiraten möchtest?" "Das will ich meinen... Aber jetzt..."

Ganz plötzlich wurde der Diener ernft.

"Was? Will sie dich nicht?"

"Sie schon, aber die Mutter... Da ich be= reits seit drei Jahren aus dem Dorfe fort bin, möchte sie sie mit einem Alten verheiraten. Das heißt alt, wirklich alt ist er eigentlich nicht. So wie der Herr, zwischen vierzig und fünfzig. Er gehört zu den Reichsten im Dorf, und es wäre das erste Mal, daß er etwas, was er sich vorge= nommen hat, nicht durchsetzt. Er ist alles, auch Schultheiß gewesen... Sie können sich denken, daß sie schließlich nachgeben wird! Sie ist so jung, noch keine zwanzig Jahre alt. Die hüb= schen Kleider, das viele Geld, das der Alte haben muß, werden sie schon umstimmen. Aber ich habe ihr gestern noch in einem Briefe ge= schrieben: Haft du je gesehen, daß die Che eines jungen Mädchens mit einem Alten gut aus= fällt? Jedes Ding zu seiner Zeit, und es ist nicht aut, frische Rosen in ein Treibhaus zu verpflanzen... Meinen Sie nicht auch?"

"Ja, ja... Geh, nimm alles weg."

"Essen Sie nicht mehr?" "Rein, räum nur ab."

Langsam, traurig verließ er den Speiseraum, trat in sein Zimmer, legte den Phjama ab und begann, sich die Sachen anzuziehen, die Juan ihm zurecht gelegt hatte.

Im Klub schrieb er den Brief, nachdem er lange niedergeschlagen durch die sonnigen Straken des Zentrums geschlendert war.

Juans Stimme ertönte in seinen Ohren: "Haft du je gesehen, daß die She eines jungen Mädchens mit einem Alten gut ausfällt? Man soll keine frischen Kosen in ein Treibhaus ver-

pflanzen..." Und wenn er auch sein männliches, starkes Wesen mit dem verweichlichten Tun der eleganten Stutzer verglich, und obwohl kein einziger seiner Altersgenossen die Zeit so fühn wie er herausforderte, so fühlte er sich

doch der Zukunft gegenüber besiegt.

Er litt unter der Schmach seines verborgenen, aber unbestreitbaren Alters; er bereute bitter seine Träume und in dem Klub, wo er sich an eines der breiten Fenster hingeflüchtet hatte, durch die das Licht und der Lärm der Straße drangen, schrieb er an Ninita Mendoza einen Brief, der nichts von Liebe enthalten sollte und aus dem doch all die Bitternis seiner Liebe herausklang:

"Guten Tag, mein Goldfind. Weißt Du nicht, daß Du keinen Bräutigam mehr hast? Der Bräutigam ist weit fortgezogen und weilt jetzt im Märchenlande, wo eine seltssame Verwandlung mit ihm vorgegangen ist. Geblieben ist nur der alte Hausfreund, der Dir Klappern und Puppen kaufte und schließlich die verzeihliche Dummheit beging, Dir unter vier Augen zu sagen, daß Du hübsch bist, während er es doch, wie zuvor, vor aller Welt hätte sagen sollen.

Der Bräutigam wird in anderer Gestalt wiederkehren und, wenn nicht als Prinz, so doch als ein junger Mann deines Alters, und das ist auch schon etwas. Und auch der alte Freund, der jetzt fortgeht, wird wiederstommen, wenn für Deine Augen und Dein

Berg hinreichend Zeit verflossen ist.

Vielleicht verstehst Du mich nicht ganz, aber wirst mich verstehen, wenn Dich das Leben gelehrt hat, daß auch bei der heitersten Erzählung ein Auge vorkommt, welches Tränen vergießt: das des Dichters oder das der Frau, die sich beim Lesen an ein anderes, ähnliches Ereignis erinnert.

In unserer Erzählung kommt weder ein Dichter vor noch eine Frau, die sich erinnert. Ich kann keine Verse machen, und Deine Vergangenheit ist rein und schweigend; das für aber haben wir einen Augenblick gesträumt, daß die hübsche Geschichte Wirklichskeit werden könnte.

Wenn sie es nicht geworden ist, Geduld! Weder Du noch ich haben Schuld daran.

Leb wohl, Goldfind. Dir füßt achtungsvoll die Fingerspitzen Dein alter Freund Felipe Manzanares."

Er schloß den Umschlag, und bevor er es bereuen konnte, sandte er den Brief seiner Bestimmung entgegen.

Als er beim Verlassen des Klubs einen der Säle durchschritt, sah er sich in einem Spiegel, und seine Füße zitterten: Ganz plötzlich war die Glätte der Haut, der Glanz seiner Augen verschwunden...

Der, den der Spiegel wiedergab, war nicht mehr der rüftige, tatkräftige Felipe Manzanares von kurz zuvor. Und als er sich so kläglich und dazu verurteilt sah, für immer auf Liebe und Glück zu verzichten, begriff er, daß er einen entscheidenden, nicht wieder gut zu machenden Schritt auf das Alter zu gemacht hatte.

Sommerbeginn.

Am Waldessaum, beim Wiesenrand Bin ich ins Gras gesunken; Seuduft und Waldluft mengt sich hier, Tauperlen blißen Funken.

Der Himmel wölbt sein luftig Dach, Vom Tannenforst gefragen, Hoch in das endlos blaue Rund Die grünen Wipfel ragen. Die Lerche jauchzt im Aethermeer, Die Amsel schluchzt im Walde, Und drüben grünt das Rebenlaub Schon an der sonnigen Halde.

Du stiller Orf am Waldessaum, Umjauchzf, umblüht ohn' Ende: Hier legt der Lenz die weiße Hand In Sommers braune Hände.